

ULRICH KOHLI & JAMES DOUGLAS

# GEWAGTES SPIEL



Weltbild

Ein neuer Fall für Special Agent Ken Cooper: Eine unheimliche Begegnung mit einem Totgeglaubten führt ihn auf die Spur eines furchtbaren Terroranschlags. Tausende Unschuldige sind in Gefahr. Kann er die Katastrophe noch abwenden? Coopers Widersacher hat alle Trümpfe in der Hand ...

Elite-Agent Ken Cooper gerät unfreiwillig in den Strudel dramatischer Ereignisse, als er nach einem Eishockeyspiel in Zürich einem Mann begegnet, der für ihn seit acht Jahren tot ist. Vera Cruz, seine langjährige Lebensgefährtin, stand einst kurz davor, diesen mysteriösen Mann als Doppelagenten zu enttarnen, doch er hatte die Gefahr erkannt und entzog sich mit einem Mord der Verhaftung. Cooper stellte ihn schließlich und ließ ihn verschwinden - auf Nimmerwiedersehen, wie er glaubte. Schlagartig holt Cooper die Vergangenheit ein. Denn der Totgeglaubte hat inzwischen in der Firmengruppe von Gottfried Zack, einem ehemaligen Stasi-Mitarbeiter, das Sagen. Zwei Agenten der Bundespolizei Fedpol haben zwar gegen Zack ermittelt, doch Bern hat sie wegen Kompetenzüberschreitung abgesetzt. Aber eine Fedpol-Agentin ist spurlos verschwunden, und den beiden Agenten bleibt nichts anderes übrig, als auf eigene Faust illegal weiterzuermitteln. Cooper verbündet sich mit ihnen, um die kriminelle Organisation zu infiltrieren und die verschwundene Kollegin zu finden. Außerdem ist er überzeugt, dass der Totgeglaubte Sabotageaktionen gegen AKWs organisiert und kaltblütig einen furchtbaren Terroranschlag vorbereitet. Wird es Cooper gelingen, Terror und Massaker zu verhindern? Ein intelligenter Politthriller, provokant und spannend bis zum Schluss.

Ulrich Kohli & James Douglas

# Gewagtes Spiel

Thriller

**Weltbild**

## Die Autoren

**Dr. Ulrich Kohli** ist international als Rechtsanwalt tätig. Er lebt und arbeitet in Zürich, Gstaad und New York.

**James Douglas** lebt und arbeitet in Zürich und New York. Der ehemalige Zeitungsreporter, Wirtschaftsanwalt und Oberstleutnant kennt wie kein Zweiter die Verflechtungen von Geld, Macht und Politik. Seine tiefen Einblicke in geheimdienstliche Aktivitäten, verbunden mit unbändiger Fabulierlust und Prägnanz des Wortes, machen ihn zum Spezialisten für packende Spionagethriller.

Besuchen Sie uns im Internet: [www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg  
Copyright der Originalausgabe © 2012 by Universitas in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH  
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising  
Titelmotiv: © Thinkstockphoto  
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara  
ISBN 978-3-95569-885-0

Das Wetter hielt sich gut. Blasser, fast wolkenloser Himmel. Für einen argentinischen Apriltag war es ungewöhnlich warm. Tangoweisen wehten über den Bürgersteig, eine Handvoll unscharfer Töne, bevor der Verkehr auf der Avenida wieder tosend losbrauste.

Ich schlenderte, ließ mich treiben. Die engen Straßen erstickten im Verkehr, Menschen wuselten in aufgeregten Trauben durcheinander, standen wichtig an Eingängen, Geschäften, vor Restaurants und an Straßenecken. Ich war einer von ihnen, im Gedränge geschubst, wich aufdringlichen Ramschverkäufern aus, schaffte schließlich den Weg über die breite Avenida auf die gegenüberliegende, in warmes Sonnenlicht getauchte Seite.

Da rief jemand meinen Namen.

»Cooper!«

Eine weibliche Stimme. Sie klang rauchig. Ich fühlte mich seit Langem einsam. Kurzes, freches Hupen dazu. Ich warf einen flüchtigen Blick über die Schulter.

Eine schwarze Limousine glitt an den Rand des Trottoirs.

»Steigen Sie ein!«

Ich musste hinsehen, dem ewigen Urtrieb des Mannes folgend, der sich der Illusion hingibt, begehrt zu sein. Vorne links über dem blank polierten Kotflügel hing eine rote Diplomatenflagge schlaff am verchromten Standartenhalter. Im Fond senkte sich eine dunkel getönte Fensterscheibe.

Ich machte auf den Absätzen kehrt. Der raue Zuruf hatte meinen nervus eroticus getroffen.

Ein helles Frauengesicht blickte mich an, dunkel gerahmt, geschnitten wie ein kunstvolles Porträt. Die Mischung von Anmut und Dringlichkeit auf ihren Zügen nahm mich sofort gefangen.

Eine Weile geschah nichts. Dann öffnete sie den Schlag. Zwei Beine schwenkten vom Ledersitz, weinrote Stöckelschuhe setzten sich auf den schwarzen Belag. In fruchtlosem Bemühen zerrten schlanke Hände an der engen Lederjupe. Mein Blick wanderte an ihren Beinen hoch, während der Chauffeur mit zusammengezogenen Brauen geradeaus starrte.

Die Frau räkelte sich jetzt grazil aufrecht. Sie war jung, hatte einen schlanken, fast zierlichen Körper unter einer dünnen, anmutig drapierten Wolljacke, war absolut unwiderstehlich. Ich suchte ihre Augen, schaute auf die Strähnen goldbraunen Haares voller kleiner Sonnenfunken. Sie kam einen Schritt auf mich zu, straffte den schwarzen, hüftlangen Cardigan, rückte die schwarze Sonnenbrille zurecht.

»Starren Sie mich nicht so an. Wir fahren zur Botschaft. Los, kommen Sie, Mister Cooper.«

Ich sagte nichts. Sah mich um.

»Es geht um Geschäftliches.«

Ich betrachtete sie stumm. Über die berühmte Avenida 9 de Julio rauschte dichter Verkehr. Menschen drängelten an mir vorbei. Vor der verspiegelten Aluminiumfassade der Bank in meinem Rücken stand ein bewaffneter Wachmann auf Posten und starrte herüber. Daneben lümmelten zwei schlaksige Typen vor dem Schaufenster des Telefonshops.

Sie stand jetzt drei Meter vor mir, wirkte witzig. Ihr Busen unter dem schwarzen Top wogte, sie rang nach Atem. Zu jung, um Botschafterin zu sein, dachte ich. Vielleicht

Attaché im kleinen Stab des neuen Botschafters.

Ich schielte unbehaglich zu den beiden Schlaksen, nahm Notiz von der kleinen Ansammlung von Gaffern.

»Hey, Manno, die Braut ist heiß«, hörte ich grölen.

Die Frau zückte in diesem Moment eine Dienstmarke aus der unter dem Ellbogen festgeklemmten Handtasche.

»Schweizer Botschaft!«, verkündete sie in offizieller Tonart, presste den hübschen Mund gleich wieder amtlich zusammen.

Das Hoheitszeichen der Schweizerischen Eidgenossenschaft leuchtete mir entgegen, in dicken Lettern Embajada de Suiza, darunter ihr Name, mit Funktion: Asistente comercial.

Also, wie vermutet, Wirtschaftsattaché.

»Sie verfolgen mich«, konstatierte ich.

Sie schaute nervös um sich, drehte den Gaffern die Schulter zu, indem sie sich seitlich an mich schmiegte.

»Wir können hier nicht herumstehen, Cooper«, raunte sie. »Bitte, es ist wichtig.«

Einer der Schlakse löste sich aus seiner schlampigen Stellung, latschte aufreizend provokant zum schweren, im Leerlauf brummelnden Mercedes.

»Hola, wie geht's, Schätzchen?«

Ich blieb still. Soviel ich wusste, unterhielt die Schweizer Vertretung in Buenos Aires wenig Personal. Offiziell akkreditiert war ein Consejero. Neben dem Rechtskonsulenten standen zwei Attachés für Kultur und Wirtschaft auf der Liste, aber kein Militärattaché, mit dem ich mich vernünftig hätte unterhalten können.

»Sophie ...«, murmelte ich von der Dienstmarke aufschauend. »Noch nie gehört.«

Ich fasste sie sanft um die Hüfte, drängte sie zum offenen Schlag. Sie duldete meine Berührung, als hätte es eben zwischen uns gefunkt.

»Hey Mann, du magst das, was? Leder, Lack und rosa Höschen«, höhnten die aufdringlichen Stadtpinkel in die schwüle Leichtlebigkeit von Buenos Aires. Meine Domina, die mich gerade in ihren offiziellen Botschaftswagen kommandierte, hielt den Blick gesenkt, ein abschätziges Lächeln kräuselte ihre roten Lippen.

Der Fahrer fädelt vor dem Teatro Colón geschickt in die siebenspurig heranschließenden Autos, die am Rotlicht ungeduldig gewartet hatten, beschleunigte dann rasant.

Wir fahren nach Norden, wo die Botschaftsresidenzen lagen, weg vom Zentrum und Hafen, wo die Fähren aus Montevideo anlegen.

Ich drehte mich halbwegs, schielte neugierig auf das schlanke Gesicht, begutachtete sie – es war mein unwillkürlicher Reflex, vor allem bei besonders attraktiven Frauen.

Sie nahm ihre Sonnenbrille ab. »Es war nicht leicht, Sie zu finden.«

»Das sehe ich an Ihrer Kleidung.«

Vergeblich suchte sie, den Stoff zu straffen, schaute mich herausfordernd an.

»Schließlich fand ich Sie im Café Tortoni. Man kennt sie dort als Señor Etter.«

Ich sagte nichts.

»Wir betreuen die Auslandschweizerkolonie, knüpfen Wirtschaftskontakte«, meinte sie, jetzt leicht irritiert.

»Das können die Unternehmen besser.«

»Es gibt eine Handelskammer.«

»Was Sie nicht sagen! Wie viele leben denn hier?«, fragte ich der Konversation willen.

»Rund fünfzehntausend. Ihre Vorfahren, Mister Cooper, sind doch auch

Auslandsschweizer, nicht?«

Ich gab mir große Mühe, sie mit hartem Blick unter bös zusammengezogenen Brauen zu durchbohren.

»Um mir das zu sagen, haben Sie mir nachgestellt? Dann noch in dieser auffälligen Staatskarosse.«

Ihr Mund zuckte, als wollte sie mit einer schnippischen Bemerkung zurückschlagen. Schließlich wehrte sie sich – der Botschaftswagen sei nützlich gewesen, man komme überall durch, könne parken, anhalten, wo andere Strafzettel kriegen, das nenne sich diplomatische Immunität, und Verkehrsregeln gälten hier ohnehin nur für Spießer. Sie holte Atem.

Der Fahrer verlangsamte, bog links in die Posadas ab. Das Quartier war mir vertraut. Luftige Restaurants, Backsteinmauern, Glasfassaden, knallige, atemberaubende Farbblöcke in Königsblau, Weinrot, Hellgrün.

»Sie sind schwierig aufzuspüren, Cooper«, sagte sie zum zweiten Mal.

»Immerhin haben Sie es geschafft.«

»Warum nennen Sie sich Etter? Philipp Etter?«

»Ach, nur so ein Spleen von mir.«

»Hört sich an, als wollten Sie vor etwas fliehen. Übrigens, ein gewisser Etter war fünfundzwanzig Jahre lang ein Schweizer Bundesrat. Ein Rekord. Eternel, nannte ihn der Volksmund. Wollen Sie etwa auch ewig hier in Buenos Aires trostlos herumhängen?«, fragte sie aufreizend.

Ich schaute sie halb verärgert, halb belustigt an. »Haben Sie vielleicht die Güte, mir zu sagen, wo es hingehet?«

Sie spitzte ihren Mund, schaute mich aus hellwachen Augen an. »Spazieren. Dann vielleicht zum Tango«, lächelte sie neckisch. »Da sind wir frei, ohne allein zu sein.«

Der Fahrer drehte nach Norden auf die Avenida Alvear. Ich sah die Einfahrt zum Luxushotel gleichen Namens herankommen, aber wir fuhren daran vorbei, zweigten rechts ab.

»Keine Zeit zum Tee«, erriet sie meine Gedanken. »Wir brauchen Ihre Mitarbeit, Cooper, alias Etter, alias ...«

Ich blieb bei Schweigen.

»Es geht um einen Spezialauftrag in der Schweiz.«

»Kein Interesse.«

Der Wagen beschleunigte die leichte Steigung hoch, bog nach ein paar hundert Metern erneut rechts ab.

Sie blieb stumm, bis wir anhielten.

»Spazieren«, wiederholte sie, stieg aus und stöckelte wortlos zum Haupteingang des Friedhofs. Ich beeilte mich, ihrer betörend guten Figur zu folgen. Vor den vier hohen dorischen Säulen holte ich die makellos schönen Beine ein, zwang meine Fantasie, in die



Höhe, zur Inschrift über dem Tor zu schweifen. Expectamus Dominum, verhiessen tröstende Lettern in purem Gold. Wir warten auf den Herrn. Ich hingegen wusste nicht, was mich erwartete.

»Es geht um Vorfälle in einem Kernkraftwerk«, sagte sie, zügig voranschreitend.

»Ach so.« Langsam ging mir dieses kecke Frauenzimmer aufs Gemüt.

La Recoleta hieß der pompöse Friedhof, den ich seit langem nicht mehr betreten hatte. Er diente wohlhabenden und prominenten Einwohnern als privilegierte Ruhestätte, darunter Präsidenten, Profisportler, Generäle, Wissenschaftler und Schriftsteller.

Ich fragte mich, warum Sophie mich zu den wartenden Seelen schleppte, um über Kernkraftwerke zu reden. Wollte sie Atomkraftbefürworter etwa mit Totengräbern gleichsetzen?

»Argentinien hat ja bloß zwei AKWs, eines in der Nähe, das andere in der Provinz Córdoba«, bot ich informierend an.

»Vergessen Sie Argentinien. Es geht um die Sicherheit der Anlagen in der Schweiz.«

Ich seufzte. »Die laufen zuverlässig wie ein Schweizer Uhrwerk.«

Sie schüttelte entschieden den Kopf. Sie spreche nicht von der Betriebssicherheit, es gehe um den Schutz der Anlagen.

Mir war der Unterschied von Studien der Talsperren vertraut. Man spricht von Sicherheit (safety), wenn es um die Strukturen und technischen Vorrichtungen der Staumauern geht. Schutz (security) dagegen bedeutet Sicherheit vor Sabotage und Terroranschlägen.

Ich schloss zu ihr auf, schielte zu ihr hinüber, musterte ihre feinen Züge, die schmale Nase.

»Warum soll mich das etwas angehen? Die Schweiz hat ja genug gescheite Köpfe, um sich darum zu kümmern, falls was faul ist.«

Sie stakste wortlos weiter zum Platz, wo die Gräberalleen mit ihren monumentalen Grabkammern wie Häuserzeilen sternförmig ausstrahlten. Eine morbide Miniausgabe der Place de l'Étoile.

»Sie sind legendär, Cooper, Ex-FBI, imposanter Leistungsausweis, haben zudem den Schweizerpass«, meinte sie mit einer Selbstverständlichkeit, als wäre es ihr schlagendstes Argument.

Ich blieb stehen und betrachtete die Statue eines strammen, aus Bronze gegossenen Generals. Er inspizierte mit Argusaugen die stolze Haltung einer marmornen Boxerlegende auf der anderen Seite der Allee.

»Andere haben den Pass auch«, gab ich zu bedenken.

Sie machte kehrt, dann ein paar Schritte zurück, bohrte ihren Zeigefinger in meinen Oberarm.

»Ihre vielseitigen Talente sind bekannt. Sie sind zum Beispiel ein Meister im verdeckt operieren.«

»Andere können das besser.«

Trotzig ging sie weiter.

»Hier geht es nicht zur Botschaft«, reklamierte ich, ihr nacheilend.

»Ich weiß. Die Botschaft hat mit Ihrer Mission nichts am Hut. Kein Mensch außer mir kennt Sie dort.«

Langsam wurde ich echt neugierig. Seit längerer Zeit lebte ich inkognito in dieser gigantisch schönen Stadt, sorgsam auf Anonymität bedacht, und da kommt diese Klassefrau namens Sophie irgendwie unbekümmert angerauscht und holt mich von der Straße in ihre Nobelkarosse, als hätten wir uns zum x-ten Mal verabredet.

»Warum zum Teufel sollte ich Ihnen auch nur zuhören? Wer schickt Sie eigentlich?«

Sie blieb hinter einer Menschengruppe stehen, die andächtig auf ein schwarzes Mausoleum schaute.

»Eva Peróns Grab«, hauchte sie ehrfürchtig.

Ich las die Inschriften auf den polierten bronzenen Tafeln der Familie Duarte.

Sie drehte sich auf den Stöckelabsätzen um, schaute an mir vorbei auf einen Punkt hinter mir. »Sie starb dreiunddreißigjährig«, flüsterte sie, ohne etwas Bestimmtes hinter mir aus den Augen zu lassen. »Ihre sterblichen Überreste kamen 1976 aus dem Ausland zurück, aus Madrid, und wurden hier beigesetzt.«

»Hat die Geschichte auch eine Pointe?«

Jetzt schoss sie mir einen entrüsteten Blick zu. »Natürlich. Als der Leichenbestatter ihr Skelett auspackte, fehlte der Kopf. Unter den Tüchern kam nur ein Kürbis zum Vorschein. Makaber. Bis heute ist nicht geklärt, was passiert ist. Man munkelt, der Schädel sei gestohlen worden.«

»Aha.«

»Der Leichenbestatter kannte den Abt eines Klosters, der ihm dann einen Mönchschädel aus dem Beinhaus beschaffte.«

Sie schaute mich erwartungsvoll an.

Se non è vero è ben trovato ...

»Ende gut, alles gut. Also, was soll das Theater auf diesem Friedhof? Zum zweiten Mal, wer verdammt noch mal steckt dahinter?«

Wieder schaute sie mit seltsamem Ausdruck an mir vorbei, als hätte sie im Hintergrund ein Phänomen erspäht. Neugierig geworden, warf ich einen Blick über meine Schulter, sah nur eine schmale, hohe Grabkammer, die völlig heruntergekommen wirkte. Der graue Stein war alt, jeglicher Schmuck fehlte. Die Inschrift an der Fassade war verwittert und teilweise abgeblättert. Ingenieure war alles, was ich flüchtig entziffern konnte. Ein vergessenes Grab.

Sie nahm meinen Arm und hängte sich ein. »Sagen Sie Sophie zu mir. Ein Verwandter schickt mich.«

Sie hielt inne, und ich sagte nichts.

»Feldmann«, betonte sie, machte eine Pause, schielte erwartungsvoll zu mir hoch.

»Und?«

»Feldmann ist Direktor der Kernkraftwerke Beznau. Mein Onkel außerdem. Er macht sich Sorgen.«

Ein Fall für den Psychiater, dachte ich.

»Er hat Angst, dass etwas Schlimmes passiert, vielleicht ein Super-GAU. Sie verstehen?«

Ich sagte nichts.

»Im Kernkraftwerk läuft etwas krumm. Wir brauchen professionelle Hilfe. Diskret,

inoffiziell.«

Ich schritt langsam weiter, schaute in ihr Gesicht, studierte den veränderten Ausdruck. Sie wirkte plötzlich verletztlich, ihr Blick aus graublauen Augen hatte etwas Flehendes.

Zudem klang sie ziemlich dramatisch, um nicht zu sagen überdreht. Ein Super-GAU lag ohnehin jenseits von Gut und Böse. Und wenn etwas krumm lief, musste der gute Direktor mit seinen hochkarätigen Spezialisten nach dem Rechten sehen. Für die Krisenbewältigung hatte er zudem hart trainiertes Personal auf der Lohnliste.

»Wer hat Sie geschickt, um mich hier aufzutreiben?«

Sie reckte ihren Oberkörper, die Wangenmuskeln zuckten.

»Das ist eine komplizierte Geschichte. Schauen Sie, Cooper, die Sache ist streng geheim. Kein Sterbenswörtchen darf an die Öffentlichkeit durchsickern. Um keinen Preis. Begreifen Sie denn nicht? Meine Familie schwebt in großer Gefahr, ihr wird übel mitgespielt. Polizei kommt aus bestimmten Gründen leider nicht in Frage. Zu heikel. Ein Informationsleck gäbe zudem einen Megaaufbruch. Die Wogen der Emotionen würden hoch gehen, die Diskussion über die Atomfrage wieder heftig aufflammen. Das darf einfach nicht passieren.«

Sie blickte mich durchdringend an, bemerkte mein nickendes Abwägen. Es war so ziemlich das naivste Ansinnen, das mir je zu Ohren gekommen war. Noch dazu mit einem völlig absurden Vorschlag.

Allerdings war ich schon immer eher neugierig als vorsichtig und damit nicht schlecht gefahren.

»Wir brauchen Sie, Cooper«, hakte sie mit Bestimmtheit nach, als gäbe es keine Widerrede. »Gehen wir!«

\*\*\*

In wenigen Minuten erreichten wir den Ausgang, schritten unter dem Torbogen durch, ließen die Toten hinter uns, überquerten einen kleinen Platz und gelangten zu einem riesigen, alten, knorrig verzweigten Baum. Im Schatten eines weit ausladenden, dicken Astes setzten wir uns auf eine Bank mit kunstvoll geschmiedeten Wangen.

Sophie streifte ihre Stöckelschuhe ab und bewegte ihre rosa lackierten Zehen.

Zum ersten Mal hatte sie mir gesagt, notierte ich automatisch, erkannte jetzt unseren Mercedes auf einem Parkplatz drüben neben dem Restaurant. Sophie streckte ihr Bein, legte plötzlich einen Fuß auf mein Knie. Ich wollte ausweichen, saß aber schon ganz außen hart am Rand der Bank.

»Ich möchte Ihnen etwas erklären«, sagte sie.

Ich begann ihren Fuß zu massieren. »Geben Sie sich keine Mühe. Ich habe nicht im Sinn, mich an etwas zu verschlucken, das mich keinen Dreck angeht. Zudem habe ich einen prall gefüllten Terminkalender.«

Ihre Augen blitzten mich an. »Haben Sie eigentlich kein Pflichtgefühl Ihrem Land und ... Ihren Leuten gegenüber?«

Meinen Leuten? Ich schwieg weiter.

Sie rutschte auf der Bank herum, streckte mir das andere Bein hin. »Der Fuß ist gut

jetzt, nehmen Sie den anderen. Feldmann hat sogar Todesdrohungen erhalten.«

Ich drückte an ihren Zehen herum und versuchte, mir einen Reim auf ihre Geschichte zu machen. Sie redete in Rätseln.

»Da drüben ist das La Biela«, erklärte sie locker. »Ein beliebter Treffpunkt, wie das Tortoni. Sehen Sie den alten Kellner, der über die Terrasse zu dem jungen Pärchen hinkt?«

Ich nickte.

»Das ist Luiz. Über ihn können Sie mich jederzeit kontaktieren.« Das klang professionell.

»Warum nicht übers Telefon?«

Sie bedachte mich mit einem Stirnrunzeln zwischen Belustigung und Verärgerung. »Das fragen Sie, der sich mit falschem Namen verkriecht! Sie sind mir ein gewiefter Agent. Offenbar sind Frauen doch bessere Spione.«

»Na schön. Ein Punkt für Sie«, räumte ich ein. »Aber falls überhaupt ... Die Anzahlung auf mein Honorar beträgt zehn Prozent. Zwanzigtausend Franken. Plus Spesen für First Class nach Zürich über Frankfurt.«

Sie zuckte nicht mit den Wimpern. Dann huschte ein Lächeln über ihr ernstes Gesicht. Sie zwängte die Füße zurück in ihre Stöckelschuhe.

»Geben Sie mir Bescheid, Señor. In vierundzwanzig Stunden muss ich wissen, ob wir mit Ihnen rechnen können.«

Wieder die wir-Form. Sie tat mir geradezu leid, wenn sie allen Ernstes glaubte, ich würde ihrem armen Verwandten in seinem offenbar todgeweihten Kraftwerk aus der Patsche helfen. Also widersprach ich, wengleich vorsichtig.

»Warum soll ich freiwillig in ein Schlamassel tauchen? Hier hab ich meinen Frieden.«

Sie deutete mit dem Kinn zum Café, die Lippen zu einem Strich verkniffen.

Sie stand wortlos auf, schaute mir in die Augen. »Es ist eine Familienangelegenheit, Ken Cooper«, beschied sie, schritt mit wiegendem Gang davon.

Der Fahrer öffnete schon den Schlag. Leder, Lack und rosa Zehennägel verschwanden meinem Blick.

Familienangelegenheit? Mir war eigentlich völlig egal, mit welcher Begründung mich der gut ausgestaffierte Botschaftsattaché nach Zürich locken wollte. Es hätte auch der Wohltätigkeitsbasar von Hinterfultigen sein können, ich wäre abgereist. Kernkraftwerke hin oder her, ich wollte ohnehin so rasch wie möglich zurück in die Schweiz. Ich wartete seit Tagen auf den Anruf, der mich in Marsch setzen würde. Je schneller, desto besser. Aber das brauchte sie ja nicht zu wissen ...

Ich würde natürlich Economy fliegen, das gehörte zum Low Profile. Zügig schlenderte ich am La Biela vorbei und gelangte in eine belebte Geschäftsstraße. Die Hübsche, die Sophie hieß, war taff, das musste ich ihr lassen, aber auch eine hoffnungslose Idealistin. Ich ertappte mich dabei, ernsthaft zu erwägen, mich auf ihren verrückten Vorschlag einzulassen. Vom Alleinsein – wie hatte sie noch gesagt? Trostloses Herumhängen? – davon hatte ich tatsächlich allmählich die Nase voll. Ich war zwar ein Einspänner, aber kein Eigenbrötler, kein Kauz oder sonst ein seltsamer Vogel.

In einem Schaufenster lagen Ledersachen, Jeans, Taschen, Hemden. Ich blieb vor der

exklusiven Auslage stehen, schaute geistesabwesend auf eine Art Schrein an der linken Seitenwand. Ein blauweiß gestreiftes Shirt mit der Nummer 10 und der Signatur von Maradona hing dort unter einem Bild des verehrten Fußballidols. Gegenüber, an der schmalen, lindgrün bespannten Wand, hing ein alter Holzrahmen, aus dem mich ein pfißiges Gesicht mit Schnauzbart anblickte. Das schwarzweiße Porträt war blass, eingerissen. Es hing neben einer alten Baustellenfotografie, ein Fußballstadion vermutlich. Ein schmales Messingschild hätte mir des Schnauzträgers Namen verraten. Offenbar hatte er mit dem Bau der Sportarena zu tun. Ich schaute nicht mehr hin, war in Gedanken ganz woanders, ließ somit das pfißige Gesicht meines Großvaters, Pedro Kupper, el Suizo, ahnungslos zurück.

Weiterschleudernd dünkte mich, ich sollte nochmals zum Friedhof an die Stelle, wo das vernachlässigte Grab des Ingenieurs stand, womöglich hatte ich etwas übersehen. Doch die Unrast trieb mich zurück in unsere Wohnung.

Unsere Wohnung... Das war einmal...

Das Taxi, das ich erwischte, hielt zehn Minuten später vor dem alten mehrstöckigen Mietshaus. Ich eilte die Treppen hoch, sperrte die zwei Schlösser der Wohnungstür auf, sah prompt das rote Lämpchen des Anrufbeantworters blinken.

Die unverwechselbare Stimme von Fritsch tönte wie eine Erlösung in die satte Stille des Nachmittags.

»Wir haben das Material. Erwarten Sie. Geben Sie ETA durch.«

Expected Time of Arrival.

Der Marschbefehl elektrisierte mich.

La Nación, die ich jeweils unten an der Ecke holte, lag auf dem Tisch und erinnerte mich daran, dass Freitag war. Dieses Energiebündel Sophie wollte mir nicht aus dem Sinn. Ich ließ die merkwürdige Episode Revue passieren, spürte eine leichte Beklemmung, die mich an etwas Nebelhaftes erinnerte.

Zur Vorbereitung meiner Reise holte ich meine Beretta unter den Bodendielen hervor und begann mit dem Zerlegen. Eine ausgezeichnete Waffe, gewaltige Leistung. Ich hatte schon immer Berettas bevorzugt. Diese, die ich jetzt liebevoll auseinandernahm, war ein neueres Modell, eine Cougar 8000. Handlich, kontrollierbarer Rückschlag. Mit 800 Gramm nicht zu schwer. Ich ölte die Teile, inspizierte den Lauf gegen das Licht, drückte dann an meiner Rolex auf den Chronometer und startete mit dem Zusammensetzen der Waffe gegen die Zeit meiner persönlichen Bestleistung. Tageslicht, ein Tisch und die warme Stube machten es mir leicht. Nach zweiundvierzig Sekunden hatte ich meinen Rekord zwar nicht unterboten, aber ich kriegte es noch recht passabel hin.

»Alles unter dreiundvierzig ist in Ordnung«, raunte ich mir zu, hielt die Waffe schussbereit in beiden Fäusten, trat ans Fenster und schwenkte sie spielerisch über die Dächer der Avenida Santa Fe. Hob sie an zum glitzernden Wasser, zielte auf ein weißes Fährschiff. Der Abzug klickte, die Feineinstellung des Druckpunkts stimmte genau. Zurück am Tisch füllte ich mit dem Daumen neunzehn Neunmillimeter-Patronen in das Magazin ab. Glänzende Messinghülsen, darüber der harte Kugelkopf aus düsterem Blei. Tödliche Geschosse.

Ich wickelte die Waffe und das Magazin in einen wollenen Lappen.

In der Aussparung unter den Bohlen lagen ein paar andere gute Stücke. Die 0.22er mit dem Schalldämpfer ließ ich liegen. Die bösen Erinnerungen genügten mir.

Sollte ich Sophie Bescheid sagen, dass sie mich vergessen könnte? Mein Bauchgefühl riet mir davon ab, sie gänzlich im Stich zu lassen.

Die fortgeschrittene Uhrzeit setzte mich schließlich in Trab. Ich sammelte ein paar Sachen ein, faltete sie, legte sie in den mittelgroßen Rollkoffer. Für mich gab es nur zwei Arten zu packen – die falsche und die militärische.

Ich verstaute die Beretta, das Magazin und ein paar Schachteln Munition zwischen Wäsche, Socken und einem frischen Hemd, versteckte das Klappmesser im Reißverschlussfach, legte Army-Pullover, Flauschjacke, Trekkinghose und die Bergstiefel darüber. Fertig. Der Deckel klappte satt zu.

Die Fahrt zum internationalen Flughafen Ezeiza schien ewig zu dauern. Der Vorabendstoßverkehr bremste uns ab, alle Ampeln standen auf rot und schienen auf fünf Minuten Blockade eingestellt zu sein. Der Taxifahrer, ein Italiener aus Palermo, nahm es gelassen. »No hay problemas!«

»Kein Problem, Herr Cooper«, meinte auch die charmante Deutsche reiferen Alters am Schalter der Lufthansa und machte einen Kringel um das Abfluggate. Mein Koffer glitt davon, kollerte über eine Kante, ich erhielt meine Bordkarte. Ich hörte den letzten Aufruf für meinen Flug, atmete erleichtert aus.

Hoch in den Lüften über dem Atlantik, am Anfang der langen Reise, schweiften meine Gedanken in ruhigere Sphären ab. Die Fantasie kam lustvoll ins Spiel, sah das Erlebte, verschönerte es, witterte die schleichende Gefahr, malte ein groteskes Traumbild, das mich verzückte und erschütterte: Das Grabmal von Evita Perón schien auf, und als ich mich ihm näherte, las ich auf der Tafel den Namen meiner Mutter. Darunter verhießen goldene Lettern, meine Seele wartet auf dich ... Es lief mir eiskalt über den Rücken. Panische Angst, Mutter zu verlieren, packte mich. Danach trat eine junge Frau mit berausenden Formen und Kürbiskopf eklig grinsend aus der Grabkammer, erklärte, dass unter dem Grabmal ein Kleinkraftwerk verborgen sei. Ein nukleares, wie es euphorische Wissenschaftler in den Anfängen der Kernenergie als Baukasten weltweit angeboten hatten. Zusammengesetzt war es nicht größer als eine Dreizimmerwohnung. Die Kürbisfigur wollte mich hinunterschleppen, um es wieder in Betrieb zu setzen, um mich faulen Kerl mit Energie aufzupumpen, damit ich das Steuer des schlingernden Schiffes herumwerfe. Dann verwandelte sich der hässliche Kürbis plötzlich in Sophies anmutiges Gesicht ... man müsse ihr folgen, mahnte sie unwiderstehlich, es gehe darum, todesmutig gegen das Übel anzutreten, Gerechtigkeit zu verbreiten und das Land aus großer Gefahr zu retten ... Warum ich freiwillig in ein Schlamassel tauchen soll, fragte ich zum zweiten Mal, wenn ich hier doch meinen Frieden habe, aber sie meinte, wenn ich auch nur ein Fünkchen Verstand habe, müsse ich die Mission antreten ... Mit einem Gefühl von Wehmut und Beklemmung erwachte ich, weit offen starteten meine Augen ins Dunkel der Kabine, Frauengesichter standen noch vor meinem Blick ... Vera, Sophie, Dina, Cindy ...

Die Wahrheit an diesem Punkt war, dass ich bereits seit ein paar Tagen tief im Schlamassel steckte – seit jenem regnerischen Abend in Zürich, als ich einen toten Mann über den Gehsteig schreiten sah. Das war keine Wahnvorstellung gewesen, keine frappierende Ähnlichkeit, kein Doppelgänger. Er stieg in einen Wagen ein. Ein Mann, der seit gut acht Jahren tot war. Da gab es keinen Zweifel. Ich täuschte mich nicht. Das Licht schien hell auf sein Gesicht, das durch die Jahre älter aussah, auf der Stirn die Narbe der Schusswunde trug, die ihn getötet hatte.

Vor fünf Tagen genau. Ich war zum Eishockeyspiel ins Hallenstadion gegangen. Die ZSC Lions kämpften nach zwei klaren Niederlagen im Best-of-Seven-Playoff-Finale verbissen um den Sieg im dritten Spiel. Nach sechzig Minuten retteten sie sich in die Verlängerung – und erlitten den sudden death nach nur fünfundvierzig Sekunden. Mein Team war gegen die souverän spielenden Berner weiter in Rückstand geraten. Die Felle schienen dem erfolgsverwöhnten Traditionsclub davon zu schwimmen. Das Stadion leerte sich. Ich ließ mich vom Gewühl treiben, drängte ins Freie, zur Straße, ein kilometerlanger Marsch vor mir – zu einer Bar hinter dem Bahnhof Oerlikon.

Die Menge verteilte sich nur zäh. Taxis warteten am Straßenrand. Auf einem Vorplatz standen ein paar Limousinen bereit. Die Motoren liefen, graue Auspuffschwaden stiegen am Heck hoch.

Dann sah ich wie der Mann aus einer Drehtür zu meiner Rechten auftauchte, im dicken schwarzen Mantel mit grauem Halstuch, und sich Handschuhe überstreifte. Als sich der Durchgang verengte stießen wir beinahe zusammen. Er schaute mich an. Dann schoben wir uns weiter vor, hielten inne, fanden mehr Raum, bewegten uns wieder vorwärts, wie das so passiert im Gedränge.

Ich glaubte nicht, dass er mich erkannt hatte. Dann schien mir doch, als hätten sich seine Brauen bewegt, als ob er seinem Blick nicht traute.

Ich fiel etwas zurück, folgte ihm zum Randstein, wo er in einen schwarzen Bentley stieg. Ich blieb gebannt stehen, beobachtete, wie der Fahrer auf die Straße hinausmanövrierte, einfädelt, dann mit quietschenden Reifen rasant akzelerierte.

Das Nummernschild hatte ich.

Ich war erregt, musste mich beherrschen. Sollte ich die Verfolgung aufnehmen? Sinnlos. Aber ich stellte nichts in Frage. An dem, was ich mit eigenen Augen gesehen hatte, gab es nichts zu rütteln. Der Mann lebte! Die Chronik der letzten acht Jahre war auf den Kopf gestellt. Ich hatte ein Megaproblem. Nein, die Mutter aller Probleme!

Ich vergaß den legeren Marsch zur Bar, ging auf kürzestem Weg zurück in mein Apartment und begann, alte Telefonnummern auszugraben. Es gab mal eine Zeit, in der ich ziemlich intensiv mit dem Schweizer Nachrichtendienst kooperierte, oder er mit mir. Die Leute, auf die ich zählen konnte, arbeiteten im Dienst für Analyse und Prävention in Bern. Doch es war ein paar Jahre her seit damals, und heute war Samstagabend. Die Chancen standen nicht besonders gut. Ich gelangte an eine Frau, die Nachtdienst schob, sie verband mich mit einem, der sich als Dullikers Nachfolger ausgab und angeblich von mir gehört hatte. Er hieß Lauber und sollte später Geheimdienstchef werden.

»Ich möchte Auskunft über den Halter eines Fahrzeugs. Ich habe die Nummer. Sie gehört zu einem Bentley.«

Er machte mir keine Probleme, wusste offenbar, wer ich war. Ich gab ihm die Einzelheiten und meine Telefonnummer durch. Er versprach, mich am nächsten Morgen zurückzurufen. Stattdessen verpiff er mich.

\*\*\*

Wenn ich mir die Kausalkette genau überlegte, hatte meine Mutter Schuld, dass ich an jenem Abend im Hallenstadion in den Totgeglaubten hineinlief. Vielleicht war es einer jener Zufälle, die einen wirksam treffen, wenn eine wichtige Entscheidung bevorsteht. Hätte Mutter nicht ständig ihren Hirngespinnsten nachgegeben, mein entspanntes Singledasein in der argentinischen Tangometropole wäre weiter gleichförmig dahingeplätschert. Aber Mutter hatte wieder einmal einen ihrer verrückten Einfälle, ließ sich vor den majestätischen Gipfeln von Eiger, Mönch und Jungfrau mit einem Taxi-Gleitfallschirm ins tausend Meter tiefere Tal hinunterfliegen – notabene im zarten Alter von vierundachtzig Jahren.

Sie genoss es himmlisch, wie sie mir am Krankenlager mit matt glänzenden Augen erzählte. Im jungen Piloten, der sie sanft umfasste, unglaubliche Kurven zog, sie im Aufwind über die Gipfel steigen ließ, sah sie einen Kerl wie aus guten alten Tagen. Nach der perfekten Landung auf dem Talboden fühlte sie sich berauscht. Leicht wie eine Feder hüpfte sie über die Wiese zum Weg, wo der Idiot von einem bekloppten Biker sie überfuhr. Das Vorderrad rammte ihren fragilen Rücken ... Gehirnerschütterung und Beckenbruch.

Als mich die schlechte Nachricht in Buenos Aires erreichte, war ich übereilt aufgebrochen, stand zwanzig Stunden später atemlos an ihrem Bett in der Universitätsklinik von Zürich. Sie schien den Schicksalsschlag gelassen zu nehmen, freute sich, mich endlich wiederzusehen. Ein verschmitztes Lächeln kräuselte ihre dünn gewordenen Lippen, als sie meinte, es habe wohl diesen Unfall gebraucht, um den verlorenen Sohn zurückzuholen. Nun, sie hatte es mit ihrer positiven Lebensphilosophie immer geschafft, in jeder noch so betrüblichen Angelegenheit ein verheißungsvolles Signal zu orten.

Ich fühlte mich schuldig, aber sie wollte nicht, dass ich Asche auf mein Haupt streute. »Wir haben uns auseinandergeliebt, Kenny«, meinte sie nüchtern. »Vielleicht ist es jetzt an der Zeit, etwas Licht in die Dunkelheit zu werfen.«

Mehr über das Dunkle, in dem ich offenbar herumirrte, wollte sie mir nicht sagen. Draußen auf der Station machte der Oberarzt ein recht besorgtes Gesicht. Er sah beängstigend professoral aus, und eine Lesebrille baumelte an einer Kordel um seinen Hals.

»Die Brüche im Beckenbereich sind nicht das Problem«, begann er einführend. »Das kriegen wir hin. Sie hat eine robuste Kondition. Wir haben ihren Knochenbau mit Hilfe der Computertomographie gründlich untersucht. Machen wir immer.« Er schob eine ominöse Pause ein. »Leider fanden wir überall Ablagerungen.«

Auf meine Frage »Krebs, Metastasen?« hatte er stumm genickt.

»Leider. Der Tumor sitzt im Kopf. Hat sie Ihnen nie von irgendwelchen Beschwerden



erzählt. Übelkeit, Sehschwäche, Vergesslichkeit oder so?«

Kopfschüttelnd hatte ich verneint. Wie sollte sie auch? Wir lebten auf weit getrennten Kontinenten, sahen uns praktisch nie. Ich fühlte mich miserabel.

»Wie lange noch?«, zwang ich heraus.

Der Arzt blickte mit gerunzelter Stirn in die Krankengeschichte auf seinem Klappbrett. »Wollen Sie eine ehrliche Antwort? Der Krebs ist sehr aggressiv. Im Endstadium. Sie ist eine zähe Patientin, aber mehr als einen Monat ...« Er brach ab, schaute mich professionell durchdringend an.

Chemotherapie, Operation, all die Therapiemöglichkeiten der modernen onkologischen Medizin hatten wir dann noch erwogen und diskutiert. Aber mir war völlig klar geworden, meine Mutter lag im Sterben. Ihr Abenteuer in den Lüften der Berner Alpen hatte eine katastrophale Wende genommen.

Eigenartig war wohl mein Beschluss, nach der Hiobsbotschaft doch zum Eishockeyspiel zu gehen. Vielleicht war ja Zerstreuung angesagt. Ablenkung. Dachte ich auch, aber im Nachhinein sah ich es mehr als Therapie. Es war der Oberarzt, der beiläufig das spannende Entscheidungsspiel erwähnte. Ich ging hin. Psychiater schicken Kranke zum Skifahren oder Eishockey. Dort stolperte ich prompt in diesen Totgeglaubten. Wenn mir heute jemand weismachen wollte, dass dahinter der Geist meiner Mutter stünde, der alles gerichtet hätte, würde ich glatt zustimmen.

Also muss es zu einem guten Ende führen, doch ... nun ...

Der nächste Morgen war Sonntag, ich stand früh auf, holte mir eine Zeitung und einen Becher Kaffee, fuhr im Lift wieder hoch in die gestylte Dachwohnung hinter der Langstraße, die mir Johannes solange überlassen hatte, wie er in Israel seinen Kultfilm drehte. Ein paar Wochen würde der Dreh schon dauern, schrieb er.

Ich sank in ein Lederfauteuil, nippte am heißen Getränk, blätterte durch das Sonntagsblatt und wartete auf den Anruf.

Stattdessen klopfte es an die Tür. Um halb zehn! Ich spähte gewohnheitsgemäß durch das Guckloch, sah einen jüngeren Mann, der im richtigen Abstand vor der Tür stand, sodass ihn die Linse in voller Größe erfassen konnte. Er trug keinen Mantel, einen Blazer, Jeans, an der Schulter hing eine Tasche.

Streckte mir einen offiziell wirkenden Ausweis entgegen, sorgte dafür, dass das Licht vom Dachfenster darauf fiel.

»Fedpol«, rief er laut genug, dass ich ihn durch die Tür verstehen konnte.

In dieser Situation machte es keinen Sinn vorzutäuschen, ich sei nicht zu Hause. Vermutlich war der Typ nicht allein, würde unten einen Posten hinstellen, dann später mit Ines zurückkommen, die für Johannes einmal die Woche die Wohnung abstaubte. Die Dominikanerin hatte mir die Wohnung aufgemacht, einen Schlüssel ausgehändigt und ihre Telefonnummer gegeben, die auch unten am Anschlagbrett der Hausverwaltung klebte.

Folglich öffnete ich die Tür, trat zurück und ließ ihn eintreten. Er schien etwas verlegen, musterte mich. Ich war nicht bewaffnet, offenbar kein Spinner. Er entspannte sich, reichte mir seinen Ausweis.

Schweizerische Eidgenossenschaft stand am oberen Rand, darunter Bundesamt für Polizei, Fedpol.

Unter Stempeln und fälschungssicheren Wasserzeichen sein Name: Max Fritsch, fast wie der Dichter. Das Foto hatte akzeptable Ähnlichkeit mit dem Original. Fritsch war stämmig, um die vierzig, Stirnglatze, im Bild ein freundliches Lächeln auf den Lippen. Auch jetzt lächelte er sympathisch.

»Sie können sich umsehen«, sagte ich, ihm den Ausweis zurückreichend. »Es ist ein Weilchen her, dass ich etwas zu verbergen hatte.«

Er steckte den Ausweis zurück in die Brusttasche, wobei er die Jacke absichtlich so weit öffnete, dass ich sein Schulterhalfter unter der linken Achselhöhle sehen konnte. Eine Waffe steckte drin. Nach dem Griff zu urteilen, war es eine Glock, die bei Militär und Polizei beliebt ist.

»Ich will die Wohnung nicht durchsuchen«, versicherte er zuvorkommend. »Wir sind an einem Autonummernschild interessiert.«

Ich informierte ihn, dass ich kein Auto besaß, überlegte: Ziemlich ungewöhnlich, dass er allein auftauchte. Vermutlich stand unten ein Back-up-Team bereit. Max Fritsch machte mir einen soliden Eindruck. Wahrscheinlich Chefermittler, der aus Bern angereist kam, nachdem ihn mein Kontakt in der Nacht aus dem Schlaf gerissen hatte.

»Können wir uns setzen?«, fragte er höflich.

Ich machte einen Handschlenker zum zweiten Fauteuil vor dem Fernseher. Er setzte sich behutsam, legte seine Tasche auf den Fußboden.

»Sie sind Ken Cooper, stimmt's?«

Ich ließ die Frage unbeantwortet, schließlich war sie kaum zum Zähnebrechen.

»Gemäß Auskunft der Reinigungsfrau heißen Sie allerdings Forrer. Wer ist Forrer?«

»Ein Bundesrat, der einmal die Lex Forrer durchbringen wollte.«

Ich pflückte meine Aliasnamen jeweils aus einer Liste aller Schweizer Bundesräte seit 1848.

»Hatte er Erfolg?«

»Vermutlich nicht. Doch man erinnert sich, wie Forrer kurz vor Kriegsausbruch den deutschen Kaiser zum Staatsbesuch einlud und ihm anlässlich einer Truppensdemonstration an der Grenze beibrachte, dass seine Pickelhauben zuerst auf Granit, dann ins Gras beißen würden, sollten sie in kapitaler Fehleinschätzung die Schweiz angreifen.«

»Aha ... Ja klar, Wilhelm II. und die sogenannten Kaisermanöver in der Ostschweiz, zirka 1912. Aber warum laufen Sie unter falschem Namen?«

Ich zuckte die Schultern. »Alte Gewohnheit.«

Er berichtete jetzt, dass ihn ein Beamter namens Lauber vom Dienst für Analyse und Prävention über meine Nachfrage nach der Autonummer informiert hatte.

»Bei dieser Nummer geht bei uns automatisch die rote Flagge hoch«, sagte er. »Kaum hatte Laubers Suche die Datenbank getroffen, wussten wir Bescheid. Wir riefen ihn an, mussten etwas Druck aufsetzen, aber dann gab er preis, dass die Anfrage von Ihnen stammte.«

»Ich verstehe, dieser Köter steht Ihnen näher als mir.«

Fritsch nahm's hin, ohne zu zucken, schaute sich unbefangen in der Wohnung um. »Sie haben sich Kaffee geholt und die Zeitung«, stellte er fest.

»Wissen Sie auch wo?«

Er nickte. »Sie sind für uns von Interesse.« Er öffnete seine Tasche, klappte einen flachen Notebook-Computer auf. »Schauen Sie, wir haben Ihre Daten.«

Ich blickte betont gelangweilt auf mein eigenes, mürrisches Konterfei.

»Sie waren lange beim FBI, zwischendurch in Bern stationiert, man kennt sie bei unseren Diensten. Man mochte sie. Sie waren sehr effizient.«

»Danke.«

»Eigentlich hervorragend. Sie haben uns gute Dienste erwiesen. Aber jetzt sind Sie ein Wilder.«

»Freelance«, korrigierte ich. »Freiberuflich, da kommt dir niemand blöd.«

Er tippte auf ein paar Tasten, ließ die Katze endlich aus dem Sack.

»Also, Mister Cooper, warum gingen Sie nicht zur Polizei? Sie interessieren sich für diesen Wagen. Hatten Sie eine Kollision? Beobachteten Sie Fahrerflucht? Sie selbst haben nicht einmal einen Wagen. Warum riefen Sie also mitten in der Nacht an, um den Halter des Bentley ausfindig zu machen?«

»Möchten Sie eine Tasse Kaffee?«, gab ich zurück.

Er wehrte höflich ab. »Sahen Sie jemand in dem Wagen?«

Ich sagte nichts. Max Fritsch drehte mir den Bildschirm zu. Ich erkannte ein Auto in einer Halle. Es war derselbe Bentley, den ich am Vorabend gesehen hatte. Die Autonummer stimmte. Auf dem nächsten Bild, das er anklickte, standen zwei Typen am offenen Kofferraum und schauten hinein. Es war nicht auszumachen, was drin lag. Der eine sah jünger aus, wirkte stämmig, hatte ein Ziegengesicht mit einem Schädel, der länglich und abgeschrägt war wie ein Sarg. Er schaute zum Großen hoch, ein älterer Mann in schlecht sitzendem Anzug. Er war mir unbekannt.

»War das der Mann, den Sie gesehen haben?«, wollte Fritsch wissen.

»Habe ich gesagt, ich hätte einen Mann gesehen?«

»Der mit dem schiefen Gesicht ist ein Russe. Waffenhändler. Arbeitet für ein großes Tier. Macht Millionenumsätze. Und wissen Sie was? Er lässt sich herab und kommt von weit her, um diesen anderen Macher in der Provinz zu treffen.«

Ich fokussierte weiter auf das leicht verschwommene Bild. Fritsch wollte mir mit seiner Bemerkung wohl bedeuten, dass der Ältere in hohem Ansehen stand, wenn der angeblich wichtige Russe zu ihm pilgerte.

»Provinz, sagen Sie? Wo steht die Garage?«

»Es ist eine Lagerhalle in Aarau. Wir schossen die Aufnahmen vor zwei Monaten.«

»Wer ist der geschniegelte Typ im Anzug?«, fragte ich, hauptsächlich, um Fritsch bei Laune zu halten.

»Nicht sicher. Wir haben die Nummer des Bentley überprüft, ist ja offensichtlich. Sie ist im öffentlichen Autoindex gesperrt. Halter ist eine Firma im Kanton Aargau. Handel mit Waren aller Art, steht im Handelsregister.«

Import, Export, dachte ich, ziemlich schwammig, aber praktisch. Von Zahnbürsten bis zum waffenfähigen Uran schließt das alles ein.

»Dann kennen Sie die Identität von dem im Anzug«, stellte ich fest, ohne direkt zu fragen.

Fritsch beugte sich zur Seite, zückte ein Blatt Papier aus der Tasche, reichte es mir. Ich blickte nicht darauf.

»Soviel wir wissen, kontrolliert ein gewisser Gottfried Zack die Firmengruppe«, informierte er, mit dem Kinn auf das Blatt deutend.

Ich faltete die Liste sorgfältig, steckte sie in die Tasche meiner Jeans. Fritsch ließ mehr verlauten.

»Der Mann im Anzug ist Zack. Er hält uns wohl für dumm. Der Russe liefert kaum Teppiche, Chemikalien oder Billigkleider, sondern vermutlich Waffen, Drogen.«

»Tut mir leid, habe diesen Zack nie gesehen«, sagte ich.

Fritsch winkte ab. »Macht nichts, uns interessiert die Person, die Sie offenbar gestern Nacht im Bentley gesehen haben. Oder irre ich mich? Sie haben doch jemand erkannt? Durch diese Person können wir Zack eventuell festnageln.«

Das leuchtete mir nicht ein. Eben hatte er mir Fotos vom Treffen mit dem Russen gezeigt. Fritsch hatte Material in Händen. Seine Verdachtsmomente genügten, um Zack zum Verhör zu bitten. Das sagte ich ihm.

Er schwieg betreten. An der Sache war ihm etwas peinlich.

Bevor ich nachlegen konnte, fuhr er fort: »Wir müssen wissen, wen Sie gesehen haben.«

Mir fiel wieder auf, dass er seit Beginn unseres Gesprächs in der Mehrzahl sprach.

»Wer ist wir, Herr Fritsch?«

»Mein Team, Sie werden es kennenlernen. Wir müssen die Sache zurechtbiegen. Uns ist ein Lapsus passiert. Es war Hausfriedensbruch. Die Fotos sind nicht verwertbar.«

»Jeder macht mal Fehler.«

Er stand auf, trat ans große Fenster, ganz als wäre er hier bei sich zu Hause. Unglaublich, dachte ich. Zack müsste doch auffindbar sein. Etwas Druck schien angebracht.

»Sie haben ihn doch beschattet?«

Er drehte sich um. Sein Gesicht war im Gegenlicht kaum zu erkennen.

»Wir wissen nicht, wo Zack wohnt. Kein Grundstück lautet auf seinen Namen. Wir fahnden nach der Nadel im Heuhaufen. Seine Bodyguards schirmen ihn ab. Sie sind zu gut.«

»Auch für die Fedpol mit all ihren Ressourcen?«

Fritsch stand jetzt recht niedergeschlagen vor mir.

»Fedpol ist nicht mehr am Ball. Bern hat uns zurückgepiffen und den Fall eingestellt. Mein Team operiert inoffiziell auf eigene Faust.«

Das allerdings war ungeheuerlich.

»Wie viele seid ihr? Wer weiß sonst noch davon?«, erkundigte ich mich, so ruhig es ging.

»Wir sind fünf im Ganzen. Und wir brauchen einen richtigen Durchbruch. Warum glauben Sie, bin ich Ihnen am heiligen Sonntagmorgen auf die Bude gestiegen?«

Die Fünf waren ein verschworenes Team, wie mir schien. Vielleicht sollte ich nach ihren

Namen fragen. Ich musterte Fritsch aus verkniffenen Augen. Ein ehrlicher Kerl. Ich wusste, wann ich es mit guten Typen zu tun hatte. Er gehörte in diese Kategorie. Zudem interessierten mich seine Kollegen. Die mussten schwer was drauf haben, wenn sie mithalfen, eine so brisante Ermittlung unterm Deckel zu halten!

»Gut, wir machen einen Deal«, offerierte ich dem Fedpoler. »Information gegen Information. Dann werden wir sehen.«

Fritsch atmete erleichtert aus. »Was brauchen Sie, Cooper? Oder ist es Forrer?«

Ich erklärte ihm, dass ich alle medizinischen Unterlagen aus einem Spital namens The Royal Hospital in Maskat, Sultanat Oman, benötigte. Ich gab ihm genau an, wonach er schauen musste und für welche Zeitspanne vor acht Jahren ich die Aufzeichnungen brauchte.

Er zuckte nicht mit der Wimper.

Im Gehen meinte er, sie bräuchten etwas Zeit, er würde mich anrufen, und ich gab ihm meine Nummer in Buenos Aires ...

\*\*\*

Da war ich also wieder zurück in der Schweiz. Nach vierzehn Stunden Flug via Frankfurt sicher und ausgeruht in Zürich gelandet.

Die Universitätsklinik lag am Weg. Ich hatte nach meiner Ankunft gut zwei Stunden Zeit bis zu meiner Verabredung mit Fritsch.

Mutter zeigte sich nicht überrascht, als ich in ihr helles Zimmer trat.

»Du bist immer auf Achse, Kenny, komm setz dich zu mir«, sagte sie lächelnd. Dann begann sie mit sanfter Stimme über ihre Vergangenheit zu reden, die ich all die Jahre beharrlich verdrängt hatte ...

... In den USA hießen wir Cooper. Mein Großvater, Peter Kupper, hatte an der ETH Zürich Bauingenieur studiert. Nach Argentinien ausgewandert, machte er sich einen Namen als Pedro Kupper, el Suizo, der die schönsten Brücken im ganzen Land baute.

»Auf dem berühmten Friedhof in Buenos Aires hat die Stadt ihm eine Gruft gebaut. Seine Gebeine liegen heute noch dort«, erzählte Mutter. Der graue, patinierte Granit des Grabmahls tauchte vor meinem inneren Auge auf. Ich konnte alles genau vor mir sehen, die abgeblätterte Schrift, Ingenieure ... und wie Sophie mich am Ärmel wegzog. Ich hatte mich nie um seine Lebensgeschichte gekümmert, wollte im Gegenteil nichts von ihm wissen, machte ihn all die Jahre für den Tod meines Vaters verantwortlich, weil er ihn damals nach Buenos Aires in sein Ingenieurbüro gelockt hatte. Wirklichkeitsflucht.

Ich kam in Chappaqua, nördlich von New York zur Welt.

Meine Mutter war jung und unbeschreiblich schön. Sie hatte als Schauspielerin Erfolge am Broadway, als mein Vater davon sprach, nach Argentinien zu meinem Großvater zu ziehen, und sich kurz danach auf eine Erkundungsreise nach Südamerika begab.

Er kam nie wieder zurück. Der Zug, in dem er saß, fuhr mit unverminderter Geschwindigkeit in den Kopfbahnhof der Hauptstadt ein, stieß dort ungebremst gegen den Prellbock. Es gab unzählige Tote. Darunter mein Vater. Ich war damals etwa drei Jahre alt und bekam nichts davon mit.